

Seminar: Das Augenmotiv in Literatur und Film (WS 2013/14)

Dozent: Prof. Dr. Michael Wetzel

Protokollantin: Carolin Bourauel

### Stundenprotokoll zur Sitzung am 06.11.2013

Thema der Sitzung am 6. November 2013 war die fortführende Besprechung des Essays „Das Auge und der Geist“ vom französischen Philosophen und Phänomenologen Maurice Merleau-Ponty aus dem Jahre 1961.

Schon in der griechischen Antike wurden das Auge sowie die Blindheit thematisiert. So blendete sich Ödipus selbst, als er erfuhr, dass er seinen Vater ermordet und seine Mutter gehehlicht hatte. Freud würde vor dem Hintergrund der Psychoanalyse in diesem Fall von einer Kastration sprechen. Auch Teiresias, der Phrophe, war nicht immer blind. Der Mythos liefert hier zwei Erklärungsmöglichkeiten. Die erste besagt, dass Teiresias blind wurde, weil er Schlangen bei der Paarung beobachtete. In der zweiten Schilderung wurde er mit Blindheit bestraft, da er in einem Streit zwischen Zeus und Hera um die Frage wer mehr Lust empfindet, zu Gunsten der Göttin entschied. Die Bestrafung durch Blindheit ist seit jeher in Form der ausgestochenen Augen bekannt.

Das Phänomen der Fähigkeit Sehen beinhaltet, dass der Mensch sich selbst – ohne ein Hilfsmittel – nicht sehen kann. Hierfür ist ein Spiegel notwendig. Diese Tatsache machte sich eine Fernsehserie namens „The Swan“ zunutze, indem sie unattraktiv erscheinende Frauen für einen bestimmten Zeitraum von der Außenwelt abschirmte und sie mehreren Operationen, Kosmetikbehandlungen und Trainingsprogrammen unterzog. In diesem Zeitraum durften die Frauen ihr Spiegelbild nicht sehen und ahnten nichts von ihrer veränderten äußeren Erscheinung. Ein literarisches Beispiel im Kontext der Selbstblindheit und Spiegelung liefert der Roman „Das Bildnis des Dorian Gray“ vom irischen Schriftsteller Oscar Wilde aus dem Jahr 1891. Hier altert anstelle der Hauptfigur sein Porträt – Dorian Gray selbst bleibt jung und makellos.

Bevor wir mit der Besprechung des Essays „Das Auge und der Geist“ fortführen, wurde das Stundenprotokoll zur letzten Sitzung verlesen, das noch einmal die bereits herausgearbeiteten Punkte des Textes zusammenfasste. Anschließend konzentrierten wir uns auf die Textstellen, in denen Maurice Merleau-Ponty gezielt das Verhältnis zwischen körperlichem und

geistigem Sehen sowie das unterschiedliche Sehen bei Menschen und Tieren analysierte. Hierbei argumentiert er, dass zum Beispiel Kühe und Rehe keinen frontalen Blick, wie Menschen besitzen, da ihre Augen an der Seite liegen, wodurch sie über ein erweitertes Sehfeld verfügen. Aus dieser anderen Stellung der Augen schlussfolgert Merleau-Ponty, dass Menschen ihre Umgebung anders wahrnehmen als Tiere. Weiterhin kann ein Mensch sich selbst betasten, ein Selbstverständnis entwickeln und sich dadurch als Subjekt wahrnehmen. Gleichzeitig nehmen sie sich nicht nur als Sehende, sondern auch als Gesehene wahr. Dies bleibt Tieren verwehrt. Aus diesem Grund stellt Merleau-Ponty die These auf, dass zum Beispiel ein Reh kein Verhältnis von sich als Ich im Vergleich zum Menschen besitzt. Durch das räumliche Sehen und die gezielte Fokussierung ist der Mensch in der Lage, sich als Subjekt in dem Raum der ihm gegenübersteht wahrzunehmen. Aufgrund der anderen Art des Sehens und der fehlenden Berührung des eigenen Körpers, kann das Tier über keine Ich-Vorstellung verfügen und sich nicht als Subjekt der Welt gegenüber sehen. Doch hier konstituiert sich eine Problematik, denn beispielsweise auch Hunde und Katzen verfügen über einen frontalen Blick. Auch die Parallelen zwischen Affen und Menschen lassen die Vermutung zu, dass Affen sich sehr wohl als Subjekt wahrnehmen. Merleau-Ponty wählte für seine Argumentation gezielt Tiere aus, deren Stellung der Augen sich von der Stellung der menschlichen Augen unterscheiden. Auf Gemeinsamkeiten zwischen Mensch und Tier geht er bewusst nicht ein. Gleichzeitig kann die Grenze zwischen Subjekt und Objekt verschwimmen, wenn die Hand des Menschen zu einem Tastobjekt wird. Babys sind zum Beispiel noch nicht in der Lage zu begreifen, dass sie sich selbst berühren, wenn sie nach ihren Füßen greifen. Die Integrität des Körpers entsteht durch den Blick in den Spiegel. Erst die Verinnerlichung des eigenen Spiegelbildes führt zur Ich-Bildung des Subjekts.

Das Essay „Das Auge und der Geist“ enthält zahlreiche Rückverweise auf das Höhlen-Gleichnis Platons, in dem Menschen gefesselt in einer Höhle sitzen und an der Wand Schatten sehen, die durch ein Feuer hinter ihnen kinematografisch an die Wand projiziert werden. Das Gesehene wird einzig auf Schatten reduziert. Merleau-Ponty referiert ebenfalls über die entdeckte Höhlenmalerei in Lascaux, die über 17.000 Jahre alt ist. Beeindruckend ist, wie plastisch die Menschen Mammuts, Pferde, Rehe und andere Tiere dargestellt haben, während sich sie selbst nur als Strichmännchen verewigten und wenig Wert auf ihre eigene Darstellung legten. Vermutlich diente die Höhlenmalerei nicht zu ästhetischen, sondern zu rituellen Zwecken. Die Höhlenmenschen könnten versucht haben, über die möglichst getreue Darstellung der Tiere, diese zu bannen, um sie später leichter jagen zu können.

Das menschliche Auge benötigt circa zehn Minuten, um sich an die Dunkelheit in beispielsweise einer Höhle zu gewöhnen. Bei einer Ausstellung in Zürich wurde die Thematik „Sehen im Dunkeln“ anhand von zehn verdunkelten Themenräumen behandelt. Die Besucher wur-

den von Blinden durch die einzelnen Räume geführt und konnten die Erfahrung machen, wie es ist, nicht sehen zu können.

Auf Seite 282 des Essays beschreibt Merleau-Ponty, dass das Wort „Bild“ einen schlechten Ruf habe, da es in den Augen vieler nichts anderes sei, als eine Kopie des Originals. Sein Interesse besteht darin, anderes Sehen darzustellen und das geistige Sehen eines Malers verständlich zu machen, denn ein Maler macht in seinen Bildern sichtbar, was vorher unsichtbar war. André Malraux, ein französischer Schriftsteller, Drehbuchautor, Filmregisseur und Politiker verfasste diesbezüglich kunsttheoretische Texte und „Le musée imaginaire“. Für Merleau-Ponty entwickelt sich eine Problematik des Imaginären, da hier eine Doppeldeutigkeit vorliegt, denn von dem französischen Wort *image* leitet sich das Verb *imaginer*, welches übersetzt einbilden heißt, ab. Die Einbildungskraft ist die Fähigkeit, im Kopf Bilder zu produzieren. Es wird zwischen der reproduktiven Einbildungskraft – die den Erinnerungsprozess unterstützt – und der produktiven Einbildungskraft – einer nicht geschehenen, eingebildeten Situation – unterschieden.

Der französische Maler Paul Cézanne malte mit Vorliebe Stillleben. Rainer Maria Rilke beschäftigte sich in seinen „Briefen über Cézanne“ eingehend mit dessen künstlerischen Arbeit und stellte fest, dass die vielfach gemalten Äpfel sich voneinander unterscheiden. Es findet eine Transsubstantiation im Gegenstand statt. Hierauf nimmt Merleau-Ponty Bezug, wenn er auf Seite 282 von dem „Innen des Außen“ und von dem „Außen des Innen“ spricht. Erst in der Außenoberfläche zeigt sich das Wesen der Dinge. Im Gegensatz zur Fotografie betrachtet der Künstler in der Malerei den Gegenstand aus verschiedenen Erscheinungsweisen und Lichtverhältnissen. Er bewahrt seine Sichtweisen im Bild. Diese verschiedenen Sichtweisen von verschiedenen Künstlern lassen die unterschiedlichen Stilrichtungen entstehen. Jahrelang fragten sich Kunstkritiker, welche Stilrichtung Monet einschlägt, bis sie letztlich herausfanden, dass Monet unter dem grauen Starr litt und über eine andere Wahrnehmung verfügte.

Auch bei Linien handelt es sich um eine Sinnestäuschung. Laut Honoré de Balzac gibt es in der Natur keine Linien, sie dienen in der Malerei nur als Abgrenzung der einzelnen Körper. In der sogenannten „Deutschen Schule“ trennen die Künstler die einzelnen Körper durch Linien. In der „Italienischen Schule“ werden die Abgrenzungen durch einen Farbwechsel markiert. Das geistige Auge des Malers versucht, aus den vielen verschiedenen Sehdaten etwas herzustellen und sichtbar zu machen.